

Karl Radley d. Ä.

Heimatgaue.

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und
Volkskunde.

Herausgegeben

von

Dr. Adalbert Depiny.

1. Jahrgang 1919/20.



Linz.

Verlag von R. Piengeuber.

1920.

Heimatgaue. Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Adalbert Depiny. 1. Jahrgang 1919/1920, Heft 5-6	Inhaltsverzeichnis
ABHANDLUNGEN	
Dr. F. Morton: Die Pflanzenwelt der Dachsteinhöhlen	S. 233-237
Dr. Fr. Berger: Über unsere Vornamen	S. 237-246
K. Adraian: Wie das Volk Geschichte erzählt	S. 246-247
Dr. O. Oberwalder: Altes Zinn	S. 247-261
Dr. E. K. Blüml: Historische Lieder aus Oberösterreich	S. 261-275
BAUSTEINE ZUR HEIMATKUNDE	
Dr. O. Oberwalder: Vorgeschichtliche Literatur für Oberösterreich	S. 276-277
Dr. Fr. Branty: Mundartliche Scheidemünzen. Eine Auslese volkskundlicher Redensarten.	S. 277-280
O. Klinger: Heimische Ostergebräuche aus Eidenberg	S. 280-281
Dr. A. Depiny: 2. Die heimische Überlieferung	S. 282-289
Dy: Georgi	S. 289
O. Klinger: Zur Unruhnacht. Aus Eidenberg	S. 289-290
O. Klinger: Der Sonnenwendtag. Aus dem mittleren Mühlviertel.	S. 290-292
M. Nowak: Der Waldmann	S. 292
Fr. Prillinger: Peterlverbrennen. Aus der Laakirchener Gegend	S. 292-293
Fr. Prillinger: Sympathie-Mittel. Aus der Gegend von Laakirchen	S. 294-297
J. Mayrhofer: Vom Angfrern.	S. 297-298
J. Sigl: Wetterei und Donnerstein	S. 298-299
K. Adrian: Schneidspäne, eine bäuerliche Liebesgabe	S. 299-300
Josef Speil: Volkstümliche Spiele	S. 300
J. Mayrhofer / A. Öller, R. Köttstorfer, A. Amerstorfer, Dy.: Die Stadelhenne, eine alter Mühlviertler Brauch	S. 301-304
Fr. Prillinger, Die Klage	S. 304-305
Dy: Der Nachtwächterruf in Schörfling	S. 306-307
Dr. A. Depiny: Hausinschriften in Oberösterreich	S. 307-314
Fr. Kuna: Volkstümliche Kerbschnitzerei	S. 314-315
HEIMATBEWEGUNG IN DEN GAUEN	
Dr. A. Depiny: Vertretertagung der oberösterreichischen Heimatvereine in Linz	S. 316-318
M. Khil: Mädchen-Ortsgruppe Linz des Landesvereines für Heimatschutz in Oberösterreich	S. 316-318
S. Öttl: Mädchen-Ortsgruppe Vöcklabruck	S. 319
Dy: Die Eröffnung des Museums für Volkskunde in Wien	S. 319-320
Dr. A. Depiny: Zusammenschluss	S. 320
KLEINE MITTEILUNGEN:	
Dr. O. O.: Staatlicher Denkmalschutz - Ein heimatkundliches Erziehungsmittel	S. 321-322
Dr. O. Oberwalder: Die Lehrerfortbildung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte	S. 323-328
Dr. A. Depiny: Fortbildungskurse für Lehrer	S. 328
Dr. Fr. Berger: Heimatkunde im Unterrichte	S. 329-330
Dr. O. Oberwalder: Staatliche Denkmalpflege in Oberösterreich	S. 330-332
Dr. O. Oberwalder: Zum Werden des Linzer Stadtbildes.	S. 332-337
BÜCHERBESPRECHUNGEN:	
Dr. A. Webinger: K. Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergute	S. 338-339
Dr. Fr. Berger: Dr. E. Kriechbaum, Die Stadt Braunau und ihre Umgebung	S. 339
Dy: Matosch-Gedenkbuch	S. 339
Dy: Hoamatgsang	S. 339
A. Depiny: Nach- und Vorwort	S. 340

ständig. Das bestimmte Zeichen und Stunde. Die Stadt mußte den Brückenkopf frei machen, daß die weniger geübten Schwimmer über die Brücke kamen. Die Taucher aber setzten tollkühn in den Auen über und hatten die Aufgabe auf das Napoleonszelt zu gehen. Die Schiffersbuben mußten mit allen möglichen Schiffen an der Ufthende bereit sein, daß, wenn sie die Flucht im Wasser suchen mußten, Hilfe kommen kann. Die Stadtgarde mußte auf das gegebene Zeichen über die Zugbrücke. So war der Angriff geplant und auch ausgeführt.

Die Fahne, welche am Fronleichnamstage vor dem Allerheiligsten getragen wurde, stand vor dem Napoleonszelt. Es war ein wütender Kampf. Es war

hauptsächlich auf die Gefangenennahme Napoleons abgesehen. Aber die Franzosen bemühten sich, ihren vielgeliebten Kaiser zu retten. Der Salzacharm, der an der Stadtmauer damals noch hinaus ging, war rot hinaus und von den dunklen Massen, die da kamen, konnten die Schiffersbuben niemand mehr retten. So ging das achtzehnte Jahrhundert ein. Mit ihm alle Leiden, die uns die Grenze auferlegte."

Der Weltkrieg mit seinen furchtbaren Erscheinungen hat gewiß das Gemüt des Volkes aufs tiefste erregt, aber das Übermaß der Geschehnisse dürfte kaum einen so dauernden Eindruck erzielt haben, als jene Ereignisse, die vom Widerschein des Sagenhaften umwoben sind, es taten.



Altes Zinn.

Von Dr. Oskar Oberwalder (Einz.).

Unter diesem Titel veröffentlichte im Vorjahre der Leiter des Dresdener Kunstgewerbemuseums Karl Berling, der bereits mehrere verdienstvolle Sonderarbeiten auf diesem Gebiete für Sachsen geschrieben hat, als Band 16 der bekannten Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler des Berliner Verlages Richard Karl Schmidt & Co. ein Handbuch, in welchen er nach einem Vorworte den Stoff nach folgenden Gesichtspunkten behandelte und in einzelne Abteilungen gliederte: 1. Eigenschaften und Gewinnung des Zinns. 2. Verarbeitung und Verzierung des Zinns. 3. Geschichtliche Entwicklung der Zinnarbeiten. 4. Meisterstücke und Markenwesen. 5. Die Hauptstätten des Zinngießerhandwerks. 6. Zinnbehandlung, Zinnpest, Zinnfälschungen und 7. Zinnliteratur nebst einem Namensregister. Diese Einteilung des Stoffes ist verständlich und es wäre gewiß dagegen nichts einzuwenden, wenn die Durchführung ebenso einwandfrei wäre. Es ist ja gewiß nicht leicht, ein Thema zusammenfassend darzustellen, über das nur so lückenhafte und oft auch unzulängliche Vorarbeiten vorhanden sind wie über dieses. Noch schwieriger wird das

Unternehmen, wenn es nicht eigentlich einen wissenschaftlichen Zweck verfolgt, sondern, wie am Schlusse des Textes ausdrücklich betont ist, dem Sammler eine kurze Einführung gegeben werden soll, „eine Grundlage, auf die er sein zum erfreulichen Sammeln nötiges Wissen aufzubauen vermag.“ Da wir in der deutschen Literatur aber bisher überhaupt keine so breit angelegte zusammenfassende Darstellung des Zinngießerhandwerks und seiner Erzeugnisse besaßen, der Forscher und der wissenschaftliche Verwaltungsbeamte daher genau so wie der Sammler auf eine solche Darstellung, wie sie Berling unternommen hat, in vielen Fällen, wenigstens zur raschen Orientierung angewiesen ist, so kann die Forderung nicht unberechtigt erscheinen, daß bei der Abfassung des Buches wissenschaftliche Grundsätze mehr, als es geschehen ist, zur Geltung hätten gebracht werden sollen. Ganz abgesehen davon, ob die private Sammeltätigkeit, wie sie sich im letzten halben Jahrhundert entwickelt hat, vom Standpunkte unseres Volkstums und der Wissenschaft aus wirklich als so „erfreulich“ bezeichnet werden kann, daß ihr zu Liebe höhere Ansprüche,

wie sie die Wissenschaft stellt, zurücktreten müssen. Dabei können dem Verfasser ohneweiters die von ihm hervorgehobenen Erschwerungen während des Krieges, unter welchen das Buch entstand, zugebilligt werden. Daß aber deshalb „das feindliche, ja auch das neutrale Ausland“ so gut wie ganz auszuscheiden hatte¹ und sich die Darstellung „in der Hauptsache auf das in Deutschland gefertigte Zinn“ beschränken mußte, wie im Vorwort (S. 4) ausgeführt wird, ist mit Rücksicht auf die vorhandene Literatur nicht einzusehen. Das Programm ließ sich auch praktisch nicht durchführen, weil ja doch, besonders aus früherer Zeit, entsprechende Arbeiten aus Deutschland mangelten. Wenn daher in einzelnen, für die ältere Zeit ziemlich häufigen Fällen französische und italienische Stücke herangezogen werden mußten, so ist es um so weniger zu verstehen, warum das mit Deutschland verbündete Österreich, das doch in der Zeit, als das Zinnhandwerk blühte, ein Teil Deutschlands war, zum überwiegenden Teile deutsche Bevölkerung besaß und in seinem heutigen Umfange allein besitzt, dessen Kultur mit ein Stück der deutschen Gesamtkultur ist und in dessen Hauptstadt die deutschen Kaiser und Könige durch Jahrhunderte ihren Sitz hatten, keine den wirklichen Verhältnissen entsprechende Darstellung in dem Buche gefunden hat. Lediglich Böhmen, Mähren und Tirol, die unbedingterweise als selbständige Gruppen behandelt werden, haben unter die Hauptstätten des Zinngießerhandwerkes Aufnahme gefunden, während Wien, das schon im Jahre 1416 eine eigene Zinngießerordnung besaß,² nur an fünf Stellen in den 222 Seiten des Buches genannt wird, wobei das Register noch die beiden letzten Erwähnungen auf Seite 197 und 198 unterschlägt, Nieder- und Oberösterreich,³ Salzburg, Steiermark, Kärnten und Vorarlberg aber überhaupt nicht als Erzeugnisstätten für Zinnarbeiten vom Verfasser in Betracht gezogen werden. Und doch wäre die Feststellung nicht allzu schwierig gewesen, daß gerade in den

Alpenländern besonders viele Zinngegenstände verbreitet sind⁴ in den verschiedensten Museen von Wien (beide Staatsmuseen, Österreichisches Museum für Kunst und Industrie, Museum für Volkskunde, Niederöstr. Landesmuseum) und in denen jeder Landeshauptstadt, ja sogar vieler kleinerer Städte zahlreiche Zinnwerke öffentlich ausgestellt sind,⁵ das Handwerk auch hier auf eine noch in die gotische Zeit zurückreichende, geschlossene Überlieferung zurückgeht und darüber auch mehr oder minder umfangreiche Veröffentlichungen vorliegen. Wo aber diese für den Verfasser nicht ausgereicht hätten, würde er durch einfache Anfragen bei den Musealvorständen in Wien und den Landeshauptstädten ebenso aufschlußreiche Auskünfte erhalten haben, wie im deutschen Reiche. Die sachlichen Schwierigkeiten wie die Ungunst der Zeitverhältnisse wären also in den vom Verfasser selbst abgesteckten Grenzen der Arbeit schon zu überwinden gewesen.

Bei der nun folgenden kritischen Besprechung der einzelnen Kapitel des Buches möchte ich daher stets auch auf die österreichischen, insbesondere aber die mir besonders geläufigen oberösterreichischen, einschlägigen Zustände auf diesem Gebiete hinweisen und vor allem das berückichtigende, was literarisch bisher festgelegt ist, während ich mir vorbehalte, die außerdem noch mitgeteilten und von mir durch archivalische Forschung und Autopsie festgestellten Tatsachen zusammenfassend in einer eigenen Abhandlung über das oberösterreichische Zinngießerhandwerk, die ich bald abzuschließen gedenke, darzustellen.

Mit dem technologischen Teil des ersten Kapitels mich zu befassen, ist nicht meine Aufgabe. Gegenüber der Anmerkung 1 auf Seite 9 möchte ich nur feststellen, daß im Kataloge der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung Wien 1915/16 nicht bloß auf Tafel IX „einige der in Österreich (bei der Abgabe während des Weltkrieges) gerettete Zinnarbeiten“ abgebildet sind, sondern auf sieben Tafeln, und zwar von Tafel V bis einschließlich IX, XLIII und XLIV,

¹ Franz H. v. Růžha, Böhmisches Zinngefäße in den Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission f. K. u. E. d. Kunst- u. hist. Denkmale, n. F. XVIII, Wien 1892, S. 30. Berling nennt auf S. 160 nur die Wiener Ordnung von 1430.

² Ausgenommen die sächsischen Kanne im Linzer Museum.

³ Růžha a. a. O. S. 32.

⁴ Die Zinnsammlung des Linzer Landesmuseums z. B. umfaßt 194 inventarisierte Gegenstände und dazu noch die des Schwamshäufers Fundes, die des Salzburger städtischen Museums 433 Stücke.

133 Zinngeräte zur Wiedergabe gelangten und außerdem auf zwei einzeln herausgegebenen, photographischen Tafeln, Bilder von der Aufstellung eines Teiles dieses Materials und fünf photographischen Karten, welche von der Leitung dieser Ausstellung ausgegeben wurden, weitere 126 Stück wiedergegeben werden. Diese Ausstellung, die weit mehr als 1500 Zinngegenstände vorwiegend österreichischen Ursprunges und darunter nicht wenige von sehr hoher Qualität enthielt, kann meines Erachtens bei einer Gesamtdarstellung der deutschen Zinnarbeiten überhaupt nicht mit einer Anmerkung abgetan werden. Hätte Berling den Ausstellungskatalog wirklich benützt, so würde er vermutlich manche Mängel seines Buches vermieden haben. — Daß auf der deutschböhmisches Seite des Erzgebirges auch heute noch Zinn abgebaut wird, sei gegenüber Seite 11 nur beiläufig erwähnt, ebenso daß als Hauptstapelplatz für den Zinnhandel auf der Donau das in diesem Zusammenhange von Berling übergangene Regensburg schon im 12. Jahrhundert von besonderer Bedeutung war.¹

Im zweiten Kapitel „Verarbeitung und Verzierung des Zinn“ weist der Verfasser den „geschlagenen Zinnwerken“ nur eine nebensächliche Rolle zu (Seite 19). Außer den dort erfolgten Hinweisen auf die Berliner und Freiburger Zinngießerordnung sprechen aber für die weite Verbreitung der „geschlagenen Arbeit“ auch in deutschen Landen die Ausführungen des Verfassers selbst auf Seite 160 (Nachweis für Wien und Leipzig) und auf Seite 185 (Gegenüberstellung des „geschlagenen“ und „erhabenen“ Werkes, das, nach Württemberger Ordnung, aus reinem Zinn ohne jeglichen Bleizusatz gemacht werden mußte) wie u. a. Hans Sachsens Randelgießerspruech von 1542/3, Zeile 19, „Schußl geschlagen und ungeschlagen“. ² Also Belege aus den verschiedensten Teilen Deutschlands. Dieses „Schlagen“ ist auch nach der ganz richtigen Definition Berlings

nichts anderes als ein „Treiben“ der Zinnbleche. Das scheint aber dem Verfasser selbst nicht ganz klar geworden zu sein, denn sonst könnte er nicht auf Seite 26 behaupten, daß der alte Zinngießer „aus richtig empfundener stilistischer Erkenntnis heraus es vermieden habe“, seinem Zinn in dieser Weise Gewalt anzutun und daran die Bemerkung knüpfen: „Mir ist eine wirklich getriebene Zinnarbeit nicht zu Gesicht gekommen“. Nun hat Berling aber gewiß eine nicht geringe Anzahl von Zinngegenständen im Laufe der Zeit unter den Händen gehabt und es scheint der tatsächliche Befund mit der unbezweifelbaren urkundlichen Überlieferung im unerklärlichen Widerspruche zu stehen. Des Rätsels Lösung dürfte darin zu suchen sein, daß wir die meisten geschlagenen (getriebenen) Zinnarbeiten, soweit sich solche überhaupt erhalten haben, nicht oder nur sehr schwer mehr erkennen oder doch bisher zu wenig genau beobachtet haben. Denn wir dürfen, wie ich glaube, bei diesen geschlagenen Arbeiten nicht so sehr an kunstvoll verzierte Stücke denken (der früher erwähnte Gegensatz in der Württemberger Zinngießerordnung deutet es bereits an) als vielmehr an Gebrauchsgegenstände, deren einfache Formen selbst durch Schlagen mit dem Hammer auf kaltem Wege hergestellt und allenfalls nur mit Buckeln und dergleichen einfachen Verzierungen versehen wurden. Der Einfachheit halber scheinen sich nur wenige Stücke davon erhalten, diese wenigen vor dem Einschmelzen verschont aber durch ständiges Putzen die Spuren ihrer Herstellung vollkommen verloren zu haben. Sie dürften sich durch sehr weiche, das heißt wenig scharfe Kanten auszeichnen. Etwas Ähnliches können wir ja noch bei den kupfernen Vorfachblechen unserer Küchenherdschiffe („Wandeln“) beobachten. Infolge des häufigen Blankputzens kann man es nach kaum einem Jahrzehnt einem solchen Bleche von vorn nicht ansehen, ob es durch Treiben hergestellt wurde oder nicht. Und nun gar bei dem viel weicheren Zinn! Dieses bisherige Nichterkennen geschlagener Zinnarbeiten erscheint mir daher möglich. Übrigens sind darüber, soweit ich es überblicke, noch so wenig Beobachtungen veröffentlicht worden, daß erst auf Grund solcher in

¹ Mühlh. a. a. O., S. 29, nach Franz Kurz: Österreichs Handel, Linz 1822.

² Hans Sachs Spruchgedichte von den Nürnberger Randelgießern in den Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums, Band II (1889), S. 74. Für die frühe Anwendung dieser Technik siehe Moritz Seyne: „Das alt-deutsche Handwerk“, Straßburg 1908, S. 181 (Theophilus percutit in stagno).

größerer Menge sichere Schlüsse werden gezogen können. Aber einfach die historisch überlieferte Tatsache in Abrede zu stellen, daß Zinnarbeiten auch durch „Schlagen“, und das kann nichts anderes als Treibarbeit sein, in Deutschland hergestellt wurden, geht meiner Meinung nach nicht an. Es scheint auch, daß die Herstellung von Zinngeräten durch „Schlagen“ im 17. Jahrhundert immer mehr in Abnahme kam und im fortgeschrittenen 18. vielleicht überhaupt nicht mehr geübt wurde, weil die uns überlieferten Nachrichten über das „Schlagen“ der Zinngeräte hauptsächlich aus früherer Zeit (vereinzelt — Leipziger und Berliner Zinngießerordnung — auch noch aus dem 17. Jahrhundert stammen, während sich gerade aus der späteren Zeit (17. und 18. Jahrhundert) die Hauptmasse aller alten Zinnarbeiten erhalten hat. Ich komme damit gerade zur gegenteiligen Meinung Demianis, der geschlagene Arbeiten besonders in Belgien, aber nicht vor 1700 entstanden wissen wollte, während ich sie in Deutschland auf Grund der urkundlichen Belege hauptsächlich für die ältere Zeit in Anspruch nehmen möchte. Über das belgische Material kann ich nichts sagen, weil ich es nicht kenne.

Sehr zu bedauern ist, daß auch hier wie überall in der Kunstgeschichte die Terminologie keine einheitliche ist. So bezeichnet Berling (S. 23) als „Fleckeln“ die Verzierung mit gravierten Zickzacklinien, während Rziha¹ unter „Fleckeln“ wie er es nennt, die Anbringung von langgezogenen Punkten mit spitzem Auslauf in Reihen versteht, dagegen die „Ornamente in Zickzackform“ mit dem jedenfalls von Zinngießern erhaltenen Ausdruck „girigari“ (auch „böhmische Musik“) bezeichnet. Diese Fleckeltechnik wurde besonders häufig bei uns in Österreich geübt, wo Gravierungen überhaupt die am häufigsten angewendete Verzierungsart bei Zinnarbeiten darstellen, wie unsere großen Bestände beweisen. Zwei besonders reich und geschmackvoll mit figürlichen wie ornamentalen Darstellungen gravierte Stücke sind der Humpen (Deckelkrug) und die „Pitche“ (prismatische Flasche mit Schraubenverschluß und Traghenkel aus diesem) aus dem Schwanenstädter Fund des

Linziger Landesmuseums,² welsch laut Stadt- und Meistermarke³ von dem Welfer Zinngießer Hieronymus Ledermayr (auf sein Handwerk als Bürger der Stadt aufgenommen am 30. Juli 1627)⁴ gefertigt wurden⁵. Dieser dürfte die Stücke auch selbst graviert haben, da zu gleicher Zeit ein Kupferstecher oder Graveur im Handwerks- und Bürgerbuche von Wels nicht aufscheint. Das gleiche trifft wohl hierzulande in den meisten Fällen zu, da derartige Arbeiten oft in sehr kleinen Orten ausgeführt wurden.

Die Holzstockmanier wurde in Österreich noch im 18. Jahrhundert geübt, wie zahlreiche Wandplatten von Weihbrunngefäßen, ein Typus von Zinnarbeiten, den Berling in seinem Buche überhaupt nicht erwähnt, in der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung zeigten. Auch das Überziehen einzelner Reliefverzierungen an Zinnwerken mit Lack (?) wurde bei uns geübt. Ein Beispiel dafür bieten die drei gehenkeltten Ratskannen mit hohem Hals und zweimal eingezogenem Bauch auf rundem Fuß (45 cm hoch) im städtischen Museum von Wels, deren reliefiertes Palmettenornament wie das Wappenschild mit eingravierter Jahreszahl 1577, der Rosettendrucker und der Drachenkopf am Henkelende mattgelb gefärbt sind. Die Kannen, welche zweimal die Welfer Stadtmarke mit der Zahl 69 und die Meistermarke⁶ tragen, sind Werke des Zinngießers Jakob Ruepp, der am 19. Jänner 1560 in Wels „wie ein anderer Handtwerchsmann aufgenommen worden“ ist.⁷

² Abbildungen: Werke der Volkskunst, 1. Jhg. 1918. 3. Heft, Tafel XXI, Abb. links oben und rechts unten.

³ Geteilter Schild; oben wachsender Steinbock zwischen den Buchstaben S und L, unten ein Sparren mit einem fünfzackigen Stern in jedem der drei Felder.

⁴ Handwerkerbuch von Wels, Bd. I S. 188 (Stadtarchiv Wels). Für die wiederholte Unterfütigung bei Benützung des Archivs schulde ich Herrn Stadtrat und Konservator Ferdinand Wiefelinger vielen Dank, den ich ihm auch hier abstatten möchte.

⁵ Museumsdirektor Dr. S. Ubell: „Der Fund von Schwanenstadt“, Werke der Volkskunst, 1. Jhg., 3. Heft (Oktober 1918), S. 61, weist dieses wie die anderen gleichbezeichneten Stücke irrtümlich einem anonymen Linzer Meister S. L. zu. Von dem gleichen Meister rühren auch noch zwölf schwere tiefe Keller, sechs Deckelkrüge, das Nachtgeschirr und die vierseitige prismatische Büchse mit Schraubenverschluß aus dem Schwanenstädter Fund und die kleine Kanne der Zinnsammlung (Inv. Nr. 84) des Linzer Landesmuseums her.

⁶ Eine Röhre mit drei aufstehenden Blättern zwischen den Buchstaben J. R.

⁷ Handwerkerbuch der Stadt Wels, Bd. I, S. 20 (Stadtarchiv Wels).

Ob im Linzer Landesmuseum der Holzhumpen mit den aufgelegten und durchbrochenen Zinnornamenten, die unter anderem zwei Hirsche darstellen, wodurch eine ähnliche Wirkung erzielt wird, wie bei der bei Berling in Abb. 20 wiedergegebenen Holzkanne, einheimischer Herkunft ist, läßt sich infolge mangelnder Markierung nicht feststellen.

Das umfangreichste und dabei doch vielleicht schwächste Kapitel in Berlings Buch bildet „III. Die geschichtliche Entwicklung der Zinnarbeiten“. Für die ältere Zeit, die als „Alttertum“ auf kaum vier Textseiten, die vorgeschichtliche zusammen mit der klassisch antiken behandelt, schließt es sich eng dem französischen Zinnwerke von Babst aus dem Jahre 1884 an, wie es später nach und nach einigen wenigen anderen zusammenfassenden Arbeiten hauptsächlich von Demiani, Walcher-Moltzheim usw. folgt, ohne jedoch die Spezialliteratur entsprechend zu berücksichtigen. Ein vollkommen geschlossenes Bild von der Entwicklung der Zinnarbeit bis ins späte Mittelalter hinein würde sich zwar auch dann nicht gewinnen lassen, weil das Material eben zugrunde gegangen ist. Daher ist es aber um so notwendiger, alles zusammen zu tragen, was sich uns aus dieser Zeit erhalten hat. Von etwa 1400 an können wir aber die Entwicklung schon recht gut verfolgen, doch hat Berling auch für die Darstellung dieser wie der späteren Zeit die Aufzählung und die Beschreibung einzelner Stücke beibehalten, wodurch kein leitender Gedanke aufkommen kann und nur ein unübersichtliches stilistisches Durcheinander entsteht. Vielfach gewinnt man den Eindruck, als wäre beabsichtigt, nur die Abbildungen der Reihe nach mit Einzelbemerkungen zu versehen. Das ist aber doch keine entwicklungsgeschichtliche Darstellung. Wir erwarten vielmehr von einer solchen, daß gewisse Gruppen von Werken auf ihre Stilmerkmale hin untersucht und zergliedert, dann aber nach zeitlichen oder örtlichen Gesichtspunkten zusammenfassend

charakterisiert und in ihrer gegenseitigen Bedingtheit erschlossen werden. Davon merken wir aber in diesem Kapitel fast gar nichts; wo aber eine solche stilistische Charakterisierung einer bestimmten Kunstperiode versucht wird, wie auf S. 118/119 der Barocke, ist sie unzulänglich. Denn nicht nur durch die größere Anhäufung — wie wäre das gegenüber dem Reliefzinn der Renaissance noch möglich — und die reichere wie „schwülstigere“ Durchbildung der Ornamente zeichnet sich diese Stilepoche aus, sondern die Ornamente wurden an und für sich auch andere und, was das Wichtigere ist, auch die Formenggebung, die eine Massenwirkung anstrebt, wird eine viel reichere und von künstlerischen Absichten erfüllt, welche keine der früheren Stilperioden kannte. Siefer gehört z. B. die beabsichtigte Licht- und Schattenwirkung der einzelnen Formen dieser Zeit. Man versuche nur einmal über die Verschiedenheit der Wirkung einer brennenden Kerze in einem Renaissance- und einem Barockleuchter sich Rechenschaft zu geben, um auch an einem so geringfügigen Beispiele den Unterschied in den Problemen jener Stilrichtungen kennen zu lernen. Freilich gehen sowohl die Renaissance wie die Barocke auf die gleichen Ursprungsformen zurück, die bei beiden aus der durch die inzwischen erfolgte Stilentwicklung umgebildete Antike herüber genommen sind. Aber außer diesem gemeinsamen Ursprunge haben die ausgebildeten Formen der Renaissance und der Barocke nichts miteinander gemein. Berling hat den Unterschied zwischen beiden aber statt hervorgehoben, eher verwischt und daher ist es ihm auch unterlaufen, daß er noch eine Reihe von ausgesprochenen Renaissancearbeiten (Abb. 82 bis 98 seines Buches) unter der Barocke behandelte. Die spätere zeitliche Entstehung besagt dabei nichts, weil sich im Kunstgewerbe überhaupt die Stilformen viel zäher erhalten wie in der großen Kunst. Tatsächlich treffen wir ja auch im 17. Jahrhundert noch gotische, im 18. Jahrhundert noch ausgesprochene Renaissanceformen an, wobei auch die Weiterverwendung in der Werkstätte noch vorhandener Model von einem nicht geringen Einflusse gewesen sein wird. Aus diesem Grunde kann auch bei der Schraubflasche (Abb. 95 des

¹ Das Linzer Landesmuseum verwahrt aus dem Inhalte des hallstätischen Grabes Nr. 9 (Prähistorische Abteilung, Aufgabsatz VII) kleine durchbrochene und schwach reliefierte Zinnblättchen, welche von Dr. W. Mahr (N.-B. der Linzer Tages-Post 1914, Nr. 22) als Gewandbesätze angesprochen werden. Bessere Nachrichten über hallstätisches Zinn in Ed. v. Sacken: Das Grabfeld von Hallstatt usw. Wien 1868, Seite 119.

Buches) nicht von einem Zurückgreifen auf gotische Grundformen, sondern nur von einer Fortverwendung solcher gesprochen werden. Für wen allerdings der durch die stete Veränderung des Verhältnisses des Menschen zur Umwelt bedingte Stilwandel in der Kunst nichts anderes bedeutet als einen Wechsel in der Geschmacksrichtung, wie es bei Berling anscheinend der Fall ist (S. 146), der kann darüber auch zu keiner gefestigten Anschauung kommen.

Um nun diese „geschichtliche Entwicklung“ klar herauszuarbeiten, wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn Berling das dafür herangezogene Material auf die wirklich stilistisch bedeutenderen Arbeiten beschränkt und alles übrige, das nur Variationen in Form und Ausführung darstellt, in dem Abschnitt „Die Hauptstätten des Zinngießerhandwerks“, verwiesen hätte. So würde statt der Anführung und Besprechung dreier oder noch mehrerer Beispiele gleicher Typen wie der Ampullen (Abb. 27 — 30 des Buches), der Kannen (Abb. 40, 41, 43, 81 und 88 — 90), der französischen Schalen (Abb. 58 — 60) und der gravierten Platten (Abb. 11, 12, 108, 118 und 119) je eines vollständig genügt haben, wodurch die Übersicht der Entwicklung nur verständlicher geworden wäre. Allenfalls wäre noch die Einfügung eines Abschnittes über die Typologie der Zinnarbeiten zu erwägen gewesen. Dadurch hätte es auch dem Verfasser nicht zu stoßen können, daß er einige in Süddeutschland und besonders in Österreich häufig vorkommende Typen, wie z. B. die Kirchenstandleuchter, die schon erwähnten Weihbrunngefäße und die Standkruzifixe, welche für das Privathaus bestimmt waren, oder die Zunfttrinkgefäße in Form von Handwerkzeugen und Erzeugnissen (Bindereschlägel, Pantoffel, Schuhe vollkommen unerwähnt gelassen hätte¹. Eine solche knappere Fassung

dieses Abschnittes hätte auch den Vorteil einer gleichmäßigeren Verteilung des Stoffes über die einzelnen Stilperioden gebracht, während in der Darstellung Berlings wieder nur die Renaissance einseitig bevorzugt wird und das Barock- oder gar das hochwertige Rokoko (kaum drei Textseiten) zu kurz kommen, obwohl uns gerade aus diesen Epochen die meisten Zinnarbeiten erhalten sind, demgemäß auch am häufigsten in den Handel gelangen und daher für den Großteil der Sammler auch von Wichtigkeit sind. Louis XVI. Empire und Biedermeier werden zusammen unter „Klassizismus“ überhaupt nur mit einigen an die Abbildungen sich anlehenden Worten abgetan. Zum Teil scheint dafür auch die Erklärung verantwortlich zu sein, welche Demiani von dem Begriffe des „Edelzinns“ gab. Denn in der von Demiani gegebenen Form paßt sie wirklich nur auf das Edelmetall der Renaissance, weil man nur in dieser eine so tiefgreifende Unterscheidung zwischen Gebrauchs- und Schau- wie Brunkstücken machen kann, während in der früheren wie späteren Zeit auch das Edelmetall, das ist das zu künstlerischer Form veredelte und möglichst rein verwendete Zinn, wirklich in Gebrauch genommen hat. Ein ständiges Hinüberschieben von der Form zum Ornament, wie es immer geschieht, muß dabei unterlassen werden, weil dadurch der Begriff des Edelzinns so eingeschränkt würde, daß wieder nur hauptsächlich die verzierungsfreudigen Renaissancearbeiten, dabei sogar mit Vernachlässigung der Materialqualität, darunter fallen würden.

Nach dieser mir notwendig erscheinenden grundsätzlichen Auseinandersetzung mit Berlings „entwicklungsgeschichtlicher“ Darstellung möchte ich meine weiteren Ausführungen über diesen Abschnitt des Buches in der schon früher angedeuteten Art und Absicht fortsetzen. Für das frühere Mittelalter verweise ich auf ein Zitat bei Heyne², nach dem um 810 eine „ampulla stagna“ (kleines Zinngefäß) erwähnt wird. Wie kritiklos Berling dem jeweilig benützten Werke nachschrieb, geht aus seiner auf S. 42 im Anschlusse an Bapst aufgestellten Behauptung hervor,

¹ Zahlreiche derartige Stücke z. B. über 200 Standleuchter, etwa 180 verschiedene Weihbrunngefäße waren in der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung von Wien vorhanden und sind in jedem größeren Museum (so auch in Linz) noch zu finden, ganz abgesehen davon, daß viele heute noch in Verwendung stehen. Abbildungen davon geben u. a.: Der Katalog der patriotischen Kriegsmetallsammlung Tafel V (Standleuchter), Tafel IX, XLIII und XLIV (Weihbrunngefäße), ferner die zwei photographischen Einzel tafeln und vier photographische Ansichtskarten der Zinnsammlung dieser Ausstellung und Walder-Mollheim-Radinger, „Das Zinngießerhandwerk der Stadt Salzburg“ im Jahresberichte 1909 des städt. Museums in Salzburg (auch S. 1910), Abb. 16 (Bindereschlägel).

² U. a. O., S. 61, Anm. 205.

daß das Zinngießerhandwerk im 14. und 15. Jahrhundert „wohl noch ausschließlich“ in den Klöstern ausgeübt wurde, während er auf S. 180 auf die früheste Erwähnung der Nürnberger Zinngießer im Jahre 1285 selbst hinweist, auf S. 153 bereits einen Verband der Zinngießer in Stettin, Lübeck, Rostock, Wismar und Stralsund im Jahre 1354 erwähnt und Zinngießerordnungen von Hamburg für das Jahr 1375 (S. 153), Nürnberg 1363, bezw. 1485 (S. 181), Würzburg 1463 (S. 183), Ulm 1445, die noch auf eine ältere zurückgeht (S. 184), Köln 1397 (S. 185) usw. anführt. Es erübrigt sich daher für mich, noch auf die mehrfachen bis ins 14. Jahrhundert zurückgehenden Meisterlisten, die bereits veröffentlicht wurden, hinzuweisen. Die ausschließlich klösterliche Ausübung des Zinngießerhandwerkes lag eben damals bereits etwa 200 bis 300 Jahre zurück. Durch den Hinweis auf die zahlreichen Zinngießerordnungen und Meisternamen des 14. und 15. Jahrhunderts bin ich auch in einer weiteren Zurückweisung des Berling'schen „nach dem heutigen (geringen) Bestande“ von Zinngeräten aus der Zeit vor 1500 gebildeten Ansicht (S. 51) überhoben, daß sie damals nur „vereinzelt vorgekommen sein müssen“, was auch mit seiner eigenen Angabe auf S. 41 im Widerspruche steht, da er dort schreibt: „In der Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts muß sich die Verwendung von Zinn schon wesentlich gesteigert haben“. Was sollten denn auch die vielen Zinngießer überall gemacht haben? Übrigens ist unsere Kenntnis des erhaltenen Bestandes keineswegs eine so geringe. Denn kaum hat Berling seine Ansicht von dem schon ursprünglich vereinzelt Vorkommen der Zinnarbeiten vor 1500 ausgesprochen, so muß er (auf S. 54) feststellen, daß die böhmischen Taufbecken aus Zinn „noch in Mengen“ vorhanden sind. Und diese, die seinerzeit „in allen Teilen des deutschen Reiches hergestellt worden sein sollen“, entstammen durchwegs einer früheren Zeit als der Wende zum 16. Jahrhundert.¹ Berling selbst erwähnt auf S. 57 die Taufbecken von Siegelsum in Hannover und aus der Domkirche in Mainz, die

beide aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts (von 1317 und 1323) herrühren, während Dr. Hermann Eiler für zwei weitere, und zwar in der Dom- und in der Teynkirche von Prag die Jahre 1406, bezw. 1414 als Entstehungszeit angibt und noch eine Reihe anderer vor 1500 entstandener ähnlicher Zinnwerke nennt.² Es berührt übrigens auch merkwürdig, daß Berling zuerst den Aufschwung der Zinngießerkunst am Ausgange des 15. Jahrhunderts begeistert, wenn auch nicht immer mit richtigen Beziehungen, schildert und hernach erst eine Anzahl Arbeiten bespricht, die alle der früheren Zeit, der Zeit ihres nach seiner Meinung vereinzelt Vorkommens entstammen.³ Andererseits hat er aber wieder beim ausgehenden Mittelalter Werke besprochen, die schon der Renaissance angehören und daher im Zusammenhange mit den anderen Arbeiten dieser Stilperiode zu behandeln gewesen wären, wie die Renaissancekannen in Abb. 37, 39 und 47, der Form halber auch Abb. 45 und 46 trotz ihrer gotischen Gravierungen und der Wasserbehälter in Abb. 49.

Von gotischen Arbeiten aus Oberösterreich kann ich hier nur zwei nennen. Die eine ist der Zinnbelag auf der eisernen Türumrahmung des Sakramentshäuschens in der 1472 laut Pfarrchronik zum erstenmal urkundlich erwähnten Pfarrkirche in Zell am Pettenfurst.⁴ Er bildet eine fortlaufende, nach innen zu mit Krabben besetzte Ranke, die in ihren runden Einrollungen abwechselnd zwei Motive, ein dreiteiliges Blatt mit spizen Enden und eine stilisierte Blume (Huslattich?) immer wiederholt und dürfte, nach den Formen des Sakramentshäuschens auch zu schließen, dem Ende des 15. Jahrhunderts entstammen. Die Erzeugungsstätte dieses Stiles ist unbekannt. Die andere ist der Zunfttrug der Linzer Kiemer aus dem Jahre 1512 im oberösterreichischen Landesmuseum zu Linz. (Aufgestellt im Renaissancezimmer, Inv. Nr. 54). Durch die Zerlegung seiner Wandung in lauter kleine Flächen, die kantig oder in gewölbten Zwickeln aneinanderstoßen, trägt er noch

¹ V. a. D. S. 610 f.

² S. 546 ff. mit den Abb. 34, 35, 36 und 38.

³ Diese Arbeit ist bisher nicht beachtet worden und in der Literatur unbekannt; ich berichte über sie auf Grund eigener Anschauung. Eine Abbildung davon werde ich in meiner beabsichtigten oberösterreichischen Zinnarbeit bringen.

⁴ Dr. Hermann Eiler: Geschichte der Metallkunst, Stuttgart 1904, Bd. I, S. 609. Das Buch zitiert Berling nur einmal (S. 56); in sein Verzeichnis der Zinnliteratur hat er es überhaupt nicht aufgenommen.

vollkommen gotisches Gepräge. Laut gravierter Inschrift auf dem Schildchen am Deckel wurde er im Jahre 1659 renoviert und von 1660 bis 1825 mit den Namen der Zechmeister und einzelner Mitglieder der Linzer Niemerzunft graviert. Die am Henkel eingeschlagene Linzer Stadtmärke liefert uns den Nachweis seiner einheimischen Herkunft.

Wie für die ältere Zeit Papst der Führer Berlings war, so wurde es für den Abschnitt „Renaissance“ naturgemäß Demiani, durch dessen grundlegende Abhandlungen¹ erst den kunstgewerblichen Zinnarbeiten in der neueren Kunstgeschichte die gebührende Stellung eingeräumt wurde. Da Berling weiter auch durch die reichen Bestände des Dresdener Museums das erforderliche Material stets zur Hand hatte und durch eigene Studien über die sächsischen Zinngießer² besondere Vertrautheit damit besitzt, so wurde dieser Abschnitt sicherlich der beste des ganzen Buches. Wenn etwas einzuwenden wäre, so könnte es, abgesehen von den schon vorgebrachten grundsätzlichen Bedenken gegen die ganze Anlage der sogenannten Entwicklungsgeschichte höchstens das sein, daß die sächsischen Arbeiten vielleicht etwas gar zu breit behandelt wurden, was aber menschlich begreiflich und sachlich nicht ganz ungerechtfertigt ist. Einer modernen historischen Darstellung widerspricht nur vollkommen, wenn die künstlerische Rückständigkeit Augsburgs in jener Zeit durch ein Zitat aus dem Jahre 1779 belegt wird. Um nicht kleinlich zu erscheinen, möchte ich aber, wie schon bei den früheren Zeilen dieses Kapitels, Einzelbemerkungen lieber unterdrücken, obwohl ich sie keineswegs für unwesentlich halte, weshalb ich vielleicht noch bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückkomme. Dagegen will ich hier darauf hinweisen, daß sich von einschlägigen Werken im Linzer Landesmuseum außer der auf Seite 105 angeführten und in Abb. 74 des Buches wiedergegebenen sächsischen Kanne und einer Reihe der bekannten Nürnberger Teller mit Darstellungen der römisch-deutschen Kaiser, der Kurfürsten, Gustav Adolfs, der Leidenswerkzeuge Christi, der Verkündigung Mariä, der Apostel und des Sündenfalles, für die Berling leider nicht die genauen

Entstehungsdaten, soweit sie bekannt sind, in sein Buch aufgenommen hat, auch noch eine Temparantiaschale von Kaspar Enderlein (Modell II) und ein späterer Nachguß nach einer solchen befinden, die in der bei Berling auf Seite 92, Anm. 2, abgedruckten Zusammenstellung nicht aufscheinen. Von den übrigen in Oberösterreich befindlichen Arbeiten dieser Zeit möchte ich außer den bereits genannten Welfer Ratskannen nur noch auf die Taufsteinverkleidung der Stadtpfarrkirche in Steyr aufmerksam machen, für welche Billwein³ das Jahr 1569 als Entstehungszeit wohl nach Brevenhubers Annalen angibt. Ich habe zwar ein Datum oder eine Marke auf dieser Arbeit noch nicht finden können, doch läßt sich der stilistische Befund mit diesem Datum sehr gut in Einklang bringen. Die vierzehnteilige Kelchschale des im Aufbau noch ganz gotischen Taufsteines ist mit zahlreichen figürlichen Reliefs und Friesen mit Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente verziert, während der nach oben jonisch verjüngte Fuß wie der hohe kegelförmige Deckel, der in einem zierlich geschwungenen Blätterwulst endigt, außer zahlreichen reliefierten Engköpfchen hauptsächlich pfeifenartige Rippen und typische Renaissanceornamente (Rosetten und Rollwerk) aufweisen. Nur die Ränder zeigen auch hier figürliche Frieze. Nach der Art, wie die Engköpfchen über das ganze Werk verteilt sind und ganz unvermittelt aus der Fläche vorspringen, muß die Arbeit als unter böhmischem Einflusse stehend bezeichnet werden, wenn sie vielleicht auch ein Steyrer Meister geschaffen hat.⁴ Über die späteren Epochen, von der Barocke bis zum Biedermeier, habe ich nach dem, was ich bereits in grundsätzlicher Hinsicht früher gesagt habe, nur noch darauf hinzuweisen, daß gerade sie, wie im übrigen Kunstleben, so auch in der Zinnarbeit, den größten Aufschwung ganz Süddeutschland und daher auch den österreichischen Alpenländern gebracht haben, weshalb mir die summarische Darstellung gerade dieser Epochen in Berlings Buche ungerechtfertigt erscheint. Aus dieser

¹ B. Billwein: Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogtums Oesterreich o. d. Enns. 2. Teil: Der Traunkreis, Linz 1828, S. 446. — Führer durch Oesterreichs Kunststätten: Die Stadt Steyr bei Julius Barb. Berlin, Wien, Bild 35, S. 95.

² Vgl. das Taufstein Nr. 895 aus der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung, im Katalog abgebildet auf Tafel VIII, sowie Röhle, a. a. D., Tafel I und II.

³ Die bibliographischen Daten darüber bringt Berling in seinem Buche auf S. 217.

Zeit, von beiläufig der Mitte des 17. Jahrhunderts an, besitzen wir nicht nur die größte Anzahl der erhaltenen Werke, sondern auch viele äußerst hochwertige Arbeiten und ist uns auch über ihre Verfertiger das meiste bekannt. Das lehren nicht nur unsere öffentlichen wie privaten Zinnsammlungen allerorten, sondern gibt uns auch der Kunsthandel tagtäglich zu erkennen. Das Gleiche erfahren wir ferner auch aus der nunmehr viel reicheren Lokalliteratur über unseren Gegenstand, die Berling allerdings für Österreich nahezu gar nicht herangezogen hat. Ebenförmig hat er auf die auffallende Steigerung der Qualität des für die Arbeiten dieser Zeit verwendeten Materials und die ganz plötzlich eintreffende, in ihren Ursachen noch nicht völlig aufgeklärte bedeutende Verschlechterung desselben bei den Empiregegenständen aus Zinn hingewiesen, die im Wiedermeier endlich einen nicht mehr zu überbietenden Tiefstand erreicht. Besonders erkenntnisreich war dieser Prozeß an der Tischleuchtersammlung der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung zu beobachten.

Im nächsten Abschnitte „Meisterstücke und Markenwesen“ behandelt Berling unter den Meisterstücken das Zunftwesen der Zinngießer im allgemeinen. Allerdings auch wieder nur so kurzschüssig, daß man den ganzen Absatz neu schreiben müßte, um sich von der Entstehung und weiteren Entwicklung unseres Handwerks in allen seinen Teilen Rechenschaft geben zu können. Nur das sei zu Seite 150 vermerkt, daß nicht nur in kleinen, sondern auch in größeren Städten die Zinngießer meist in kombinierten Innungen mit anderen Handwerkern vereinigt waren, wie Berling selbst später mehrfach angibt (S. 180 ff.). Aus stilistischen Gründen möge auch noch der Anschauung Ausdruck verliehen sein, daß unter den „drey Rängen“ beim vierten Meisterstück der Dresdener Zinngießerordnung von 1609 wirklich Ringe und nicht „Ausbauchungen“, wie Berling meint, zu verstehen sind, da mir gerade bei den sächsischen, schlesischen, böhmischen und mährischen Renaissancekannen und Krügen die Gliederung durch verschieden geformte, meist breite Ringe besonders auffällt.¹

Daß Meistermarken wirklich früher als Ort-(Stadt- und Beschau-)Marken auf den Zinnarbeiten angebracht wurden (S. 162), erscheint mir noch keineswegs einwandfrei sichergestellt zu sein. Wenigstens habe ich auf einer Reihe von älteren Arbeiten nur Stadt- aber keine Meistermarken gefunden. Als ein freilich sehr spätes Beispiel führe ich den bereits früher genannten Zunftkrug des Linzer Museums von 1512 an; andere — aus Wien — habe ich nur in der Erinnerung, aber leider nicht in meinen Notizen vermerkt. Diese Aufeinanderfolge — erst Stadtmarke und später Meistermarke — wäre ja auch nur logisch, wenn die Markierung hauptsächlich aus Gründen der Kontrolle entstanden ist. Denn durch die Stadtmarke erhielt die Kontrolle erst ein amtliches Gepräge. Darauf geht ja auch hinaus, was Lauffer (siehe Berling, S. 189) über die ältere Markierung in Hamburg berichtet, wo ursprünglich Hohlpfennige mit dem Stadtwappen auf die Zinnarbeiten gelötet wurden. Endlich waren in älterer Zeit, soweit wir bisher darüber unterrichtet sind, weniger Zinngießer in ein und derselben Stadt tätig als später, so daß sie leichter kontrolliert werden konnten und individuelle Zeichen auf den Waren, die hauptsächlich für den Erzeugungsort bestimmt waren, noch nicht notwendig erschienen. Die Meistermarke selbst aber hat ihre Ursache gewiß nicht nur darin, ein Hilfsmittel für die Zinnprobe zu sein, sondern entsprang wohl auch einem gesteigerten Selbstgefühl des Handwerkers. Später, im 18. Jahrhunderte, als die redenden Marken aufkamen, — nicht erst im 19. Jahrhunderte wie Berling (S. 174) will² — mag sie wohl auch einem geschäftsnotwendigen Reklamebedürfnisse entsprochen haben. Ich möchte hier auch auf eine Art der Urheberbezeichnung von Zinnarbeiten hinweisen, die zwar gewiß nicht sehr häufig vorgekommen sein dürfte, aber bisher anscheinend überhaupt nicht beachtet wurde, weshalb sie auch Berling in seinem Buche, da er auch hier wieder hauptsächlich auf sächsische Verhältnisse Rücksicht nimmt, gar

¹ Siehe die Abb. 45, 69, 73, 74, 76, 77, 88 und 91 und die Tafel bei Ritzha a. a. O. nach S. 136.

² Zahlreiche redende Marken, die der Katalog der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung anführt, gehören dem 18. Jahrhundert an. Auch sonst findet man auf Zinngeräten genug Belege dafür. Siehe auch die später folgende Linzer Meisterliste.

nicht anführt. Es ist dies der Ersatz der Meistermarke durch eine Namensgravierung, was vermutlich erst ganz am Ende des 18. oder im 19. Jahrhunderte aufgekomen ist. Ich fand solche Gravierungen im städtischen Museum von Wels auf dem Deckelpokal der Welscher Schlosserinnung vom Jahre 1802, der am unteren Teile des Deckels die gravierte Inschrift trägt: „Mons Geilhofer Zinngießer Meister“ (in Wels nachweisbar seit 1801)¹ und im oberösterreichischen Landesmuseum zu Linz auf dem Zunftumpfen der Welscher Lederer, der die gravierte Jahreszahl 1850 und den Namen J. Humer trägt, womit sich der Zinngießer Ignaz Humer selbst genannt hat, der im Jahre 1854 in Wels Bürger wurde, nachdem er dort wohl schon längere Zeit als „Inwohner“ gelebt und gearbeitet hatte, was damals bereits möglich war.²

Der Vorgang bei der Markierung scheint nicht an allen Orten und nicht zu allen Zeiten der gleiche gewesen zu sein. Für Berlings Ansicht (S. 164), die auch die Unterstützung Demianis gefunden hat, daß nämlich der Zinngießer die Zinnmarken alle selbst in seine Ware einschlug, sprechen unter andern auch Hans Sachsens Randelgießerspruch:³ „auf jedes Zin schlagen wir ein Zeichen der Statt wapenn, Ein halben Adler“ usw. wie auch die Eineburger Zinngießerordnung vom Jahre 1597.⁴ Doch finden wir auch die andere Vorgangsweise, Markierung durch die Beschauemeister belegt, z. B. in der Salzburger Ordnung von 1507.⁵ Vermutlich wird dies die ältere Art gewesen sein.

Da für die Bestimmung der Herstellungsorte der Zinnarbeiten die Kenntnis der Ortswappen von wesentlicher Bedeutung ist, so möchte ich gegenüber den von Berling auf Seite 166 erwähnten Mangel entsprechender Vorarbeiten darauf verweisen, daß wir für Österreich in Hugo Gerard Ströbels Städte-Wappen von Österreich-Ungarn, 2. Aufl., Wien 1904, ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für

die Erkenntnis der Stadtzeichen auf den Zinngegenständen besitzen. Das Werk gibt nicht nur alle Städte-Wappen der ehemaligen Monarchie farbig wieder, sondern auch die zahlreicher größerer Märkte, zum Teil auf Tafeln, zum Teil auch im Text. Das Hervorheben einzelner Stadtmarken, wie es Berling hier und auch später in den „Hauptstätten des Zinngießerhandwerks“ macht, mußte naturgemäß zu Halbheiten führen, wie nicht minder die Besprechung von einzelnen Zahlen in Meister- und Stadtmarken, die übrigens in letzteren keineswegs so selten sind, als Berling S. 168 angibt.⁶ Hier hätte ein allgemeiner Hinweis genügt.

Für die Qualitätsmarken des bei ihren Arbeiten von den Zinngießern verwendeten Materials will ich in Ergänzung der Berlingschen Ausführungen auf S. 159 ff auf eine Verordnung der k. k. Landeshauptmannschaft in Österreich ob der Enns vom 12. November 1770 hinweisen, die ich im Anhang wörtlich zum Abdrucke bringe, weil sie bisher, soweit ich es überblicke, unbeachtet geblieben ist, aber mir doch in mehrfacher Richtung von Bedeutung erscheint. Darin wird nämlich auf eine kaiserliche Verordnung vom 26. Oktober des gleichen Jahres Bezug genommen, die jedenfalls zu mindestens für alle österreichischen und böhmischen Länder erlassen worden war. Diese schuf drei Qualitätsstufen des gewerbsmäßig zu verarbeitenden Zinns:

1. Pures und reines Zinn ohne Vermischung oder einen Zusatz von Blei, das entweder mit diesem Ausdrucke, also als „pures Zinn“ oder „reines Zinn“, oder aber als „Schlackenwalder Feinzinn“ nach der Fundstätte im böhmischen Erzgebirge zu bezeichnen war. Durch diese Bezeichnung wurde aus einer ursprünglichen Herkunft-(Gruben-)Marke (siehe Berling, S. 14) eine Qualitätsmarke, da sie ja auf jedes neu zu verarbeitende, reine Zinn ohne Unterschied der Herkunft Anwendung finden sollte. Dadurch wird auch das in Österreich wie im übrigen Süddeutschland so überaus häufige Vorkommen der Schlackenwalder (Feinzinn-)Marke erklärt, die oft in Verbindung mit Stadt-

¹ Handwerkerbuch der Stadt Wels, Bd. III., 7. August 1801 (Stadtarchiv Wels).

² Handwerkerbuch der Stadt Wels, Bd. III., 1854, Gemeindevorstandbeschluss vom 5. (bzw. 22. und 23.) Mai.

³ H. a. O., Seite 64 ff.

⁴ M. Wendner: Eine Ordnung der Rannengießer zu Eineburg in den Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg Bd. II., (1889) S. 224 „zum achten“ usw.

⁵ Walcher-Moltzheim-Rabinger, a. a. O., S. 2.

⁶ Siehe hierzu die Markentafeln bei Walcher-Moltzheim-Rabinger, a. a. O.

und Meistermarken weitab von Böhmen gelegener Gebiete auftritt. Die Verordnung scheint damit hauptsächlich beabsichtigt zu haben, aus den allgemein wirtschaftlichen Tendenzen ihrer Zeit heraus das englische Zinn aus den österreichisch-böhmischen Ländern zu Nutzen des inländischen Materials zu verdrängen und der Öffentlichkeit durch die Bezeichnung des reinen Zinns nach dem Hauptorte der inländischen Produktion eine Gewähr für die beste Qualität der Ware zu bieten.

2. Ein mit „Feinzinn“ und den Vorbuchstaben des Meisternamens zu bezeichnendes Material, das sehr allgemein als das „übrige böhmische Zinn“ angeführt wird, womit aber im Hinblick auf die erste Qualitätsstufe wohl nicht ganz reines Zinn zu verstehen ist, ohne daß ein genaues Mischungsverhältnis angegeben würde.

3. „Bermischtes Zinn“, das auch mit diesem Ausdruck zu markieren war, unter dem alles alte, auf Verlangen des Eigentümers umgegossene Zinn, das aber nicht mit neuem Materiale vermengt werden sollte, zusammengefaßt wurde.

Auffällig ist dabei, daß die Verordnung nur beim gewöhnlichen „Feinzinn“ zur Kontrolle Wert auf die Bezeichnung der Ware mit dem Meisterzeichen (Vorbuchstaben) legt. Das entspringt wohl auch der im kleinen ersichtlichen Regierungstendenz von damals, die Zünfte als bedeutungslos zu behandeln. Denn nach den Zunftvorschriften waren die Meister verpflichtet, ihre Ware zu markieren. Wenn nun die Regierungsverordnung mit einer einzigen Ausnahme sich über dieses verbrieftes Zunftherkommen hinwegsetzt, so kann dies gar keine andere Bedeutung haben, als erkennen zu geben, daß sie auf dieses von ihrem Standpunkte aus keinen Wert legt.

Die Hauptstätten des Zinnhandwerks verteilt Berling (S. 180 bis 207) auf eine 1. süddeutsche, 2. westdeutsche, 3. norddeutsche oder Hanfagruppe, 4. eine sächsische, 5. schlesische, 6. böhmische, 7. mährische, 8. Tiroler und 9. eine Schweizer Gruppe. Schon diese Anordnung gibt zu Bedenken Anlaß, weil sie aus sachlichen Gründen nicht gerechtfertigt ist. Denn wie schon früher erwähnt, ge-

hören Sachsen, Schlesien, Böhmen und auch Mähren stilistisch zu einer Gruppe zusammen. Wir finden hier im großen und ganzen die gleichen Formen (z. B. runde Kannen mit geringer Profilierung und ringförmiger Unterteilung) wie auch die gleiche Verzierungsart (in der Renaissance z. B. die weitgehende Benützung von Plaketten meist Nürnberger Herkunft). Ebenso erscheint die Aufstellung einer eigenen Tiroler Gruppe nicht gerechtfertigt, denn in Tirol finden wir wieder die gleichen Formen (z. B. die prismatischen Flaschen „Pitschen“ mit Schraubenverschluß und Tragenkel ohne Ausgußrohr und Schnabel und ohne Erweiterung am Fuße wie in der Schweiz, meist aber reich graviert) und Verzierungen wie in den übrigen deutsch-österreichischen Ländern, die daher entweder insgesamt zu einer alpenländischen Gruppe oder mit dem übrigen Süddeutschland zu vereinigen gewesen wären, da sie sich erst von Nürnberg, dann von Augsburg stark beeinflusst zeigen. Das hätte aber für Berling die Aufgabe beinhaltet, sich mit dem österreichischen Zinngießer-Handwerk auseinanderzusetzen. Warum er dies nicht getan hat, ist aus seinem Buch nicht ersichtlich. Vielleicht würde er aber diese Unterlassung damit begründen, daß er das Material zu wenig kenne und Literatur darüber nicht vorhanden wäre. Letztere Behauptung erschiene mir schon deshalb möglich, weil auch unter der Zinnliteratur bei Berling nichts auf Deutsch-Österreich Bezügliches angeführt wird. Nun ist es zwar richtig, daß es eine ausgesprochene Zinnliteratur über die österreichischen Alpenländer nur in geringem Umfange gibt. Aber dafür finden wir in den Geschichtswerken unserer Städte, von der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien angefangen bis zu ganz kleinen Landstädten, genug Hinweise auf Zunftordnungen, Meisternamen und einzelne Werke unserer Zinngießer bieten die Kataloge unserer Museen, wie Gelegenheitschriften anlässlich temporärer Ausstellungen, z. B. Graz 1883, Steyr 1884, Bregenz 1886, Linz 1909¹ zahlreiche Hinweise auf die großen Zinnbestände in unseren Ländern

¹ Separatabdruck aus dem amtlichen Handbuche dieser in Linz veranstalteten ob.-öst. Handwerker-Ausstellung: Vom Hansrat des Zünfte vom Museumsdirektor Dr. Hermann Ubell.

und endlich besigen wir außer einzelnen verstreuten Hinweisen in zahlreichen landeskundlichen Zeitschriften und kunstgewerblichen Werken allgemeinerer Natur doch auch einige Einzelbarstellungen, wie z. B. „Das Zinngießerhandwerk der Stadt Salzburg“ von U. Walcher von Moltheim mit einem Verzeichnisse der (433) Zinngegenstände des städtischen Museums von Dr. K. v. Radinger, Salzburg 1910,¹ „Nieder Zinngießer“ von Dr. Franz Berger in der Nieder-Heimatkunde (gr.), Nied 1909, 1. Heft, S. 15 oder „Schärdinger Zinn“ (mit 3 Abb.) von Eduard Kyrle im Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1917, Braunau am Inn, S. 40 ff. Wenn sich aus diesen Behelfen auch kein vollkommen erschöpfendes Bild von der Entwicklung und Bedeutung des Zinngießerhandwerks in den einzelnen Orten hätte gewinnen lassen, so aber doch so viel, als für eine zusammenfassende Darstellung notwendig gewesen wäre. Dadurch hätte auch vielleicht ein halbwegs entsprechender Eindruck von der Breite gegeben werden können, in der sich das Zinngießerhandwerk bei uns erging. Denn in dem einzigen Lande unseres Staates — Oberösterreich allein, lassen sich Zinngießer in den Städten Linz, Wels, Steyr, Freistadt, Gmunden, Enns, Grein, Schwanenstadt, Nied i. J., Schärding, Braunau am Inn, aber auch in Märkten wie Mauerkirchen, Mattighofen, Lambach, Timelkam und vielleicht, nach noch nicht überprüften Anhaltspunkten, auch in Eferding, Böcklabruck, Böcklamarkt und Leonfelden nachweisen, wobei es möglich ist, daß diese Liste noch die eine oder andere Bereicherung erfährt. Und Gleiches ließe sich auch in jedem anderen unserer Alpenländer feststellen. Aber natürlich nicht nur die Produktionsorte, sondern auch eine nicht geringe Anzahl von Meisternamen können aus diesen gedruckten Quellen ermittelt werden, wie ich an dem Beispiele von Linz zeigen möchte, wo sich auch allein von den genannten Orten in Oberösterreich bisher eine Zunft der Zinngießer nachweisen ließ.² In den anderen Städten werden diese entweder in kombinierten Zünften mit anderen Hand-

werkern vereinigt gewesen sein oder sie waren in die Linzer Zunft „inkorporiert“. Für Linz nun habe ich, aus der Literatur allein, folgende Namen feststellen können:

Isaak Widemann, 1625, 1627.³

Sabina Widemann, dessen Witwe 1633.³

Hans Heinr. Walter, 1633—1651.³

Georg Haimbl, 1644.⁴

Andreas Böck, 1735, 1737.⁵

Johann Damberger, um die Wende zum 18. Jahrhundert bis (1768?).⁶

Christian Koch, vor 1771.⁷

Josef Winkler, 1771⁸ (Redende Marke nach 1765).

F. J. Maschauer, nach 1773, aber vor 1818⁹ (Redende Marke).

Jakob Nickmüller (Marke: Osterlamm mit Fahne nach 1773), 1790 und 1837.¹⁰

Anton Sachner, 1818, 1834¹¹ (Marke: Guter Hirt).

M. Berc, 2. Viertel des 19. Jahrhunderts¹² (Redende Marke).

Diese Liste wird sich durch archivalische Forschungen noch sehr erweitern lassen, wodurch auch die verschiedenen, bisher noch nicht auf den Meister bestimmbar, bekannten Linzer Marken eine richtige Deutung finden werden. Um aber auch eine auf Grund archivalischer Nachforschungen ermittelte Meisterliste einer oberösterreichischen Stadt vorzubringen, möchte ich die folgende der Zinngießer der Stadt Wels anreihen, welche ich aus dem dreibändigen, mit dem Jahre 1540 beginnenden Manuskripte des Handwerkerbuches dieser Stadt im dortigen Stadtarchive zusammengestellt habe. Für die frühere Zeit kann sie durch archivalische Zufallsfunde vielleicht noch eine Erweiterung erfahren. Die beigefügten Zahlen geben die Jahre an, in welchen die Genannten auf

³ Albin Czerny: Kunst und Kunstgewerbe im Stifte St. Florian, Linz 1886, S. 106.

⁴ Benedikt Willwein: Linz. Einst und Jetzt. Linz 1846, Bd. II, S. 54.

⁵ Dr. Franz Berger, a. a. O., S. 17.

⁶ Czerny, a. a. O., S. 212.

⁷ Willwein, a. a. O., S. 68.

⁸ Willwein, a. a. O., S. 72.

⁹ Katalog der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung Wien 1915/16, S. 20. Im Häuserverzeichnis von Linz von 1818 nicht mehr genannt.

¹⁰ Benedikt Willwein: Neuester Begleiter durch Linz und seine nächste Umgebung, Linz 1837, S. 133.

¹¹ Häuserverzeichnis der Stadt Linz dieser Jahre S. 10, bezw. 8.

¹² Walcher-Moltheim-Radinger, Tafel III, Nr. 5.

¹ Mit 21 Abbildungen und 7 Markentafeln.

² Siehe Walcher-Moltheim-Radinger, a. a. O., S. 14.

ihr Handwerk als Bürger der Stadt aufgenommen wurden:

Jakob Berger von Eferding, 1558.

Jakob Ruepp, 1560 (Marke beschrieben auf S. 250, Anm. 6).

Jakob Stenger¹ von Raumburg, 1584.

David Engelhart aus Johannstal, 1587.

Wolf Edl von Bogen in Bayern, 1598.

Hans Linbeck, 1609.

Martin Müller, von Lahr in Preußen gebürtig, 1618.

Hieronymus Ledermayr, 1627 (Marke beschrieben S. 250, Anm. 3).

Caspar Leedmayr, Sohn des vorigen, 1677.

Josef Reimer, von Gmunden gebürtig, 1705.

Thomas Lägler, von Steyr gebürtig, 1710.

Franz Gailhofer, von Lambach gebürtig, 1753.

Ulois Gailhofer, Sohn des vorigen, 1801.

Franz Fleischhacker, 1541.

Ignaz Huemer, 1854 (vorher bereits als Inwohner in Wels ansässig).

So wie für Linz und Wels lassen sich selbstverständlich auch für die anderen genannten Orte zahlreiche dort ansässig gewesene Zinngießer namhaft machen, wie z. B. für Steyr: Sigmund Pergh aus den Jahren 1622 und 1625;² Franz Xaver Volzani,³ Ambrosius Zamponti;⁴ Vater und Sohn, für Freistadt: Martin Brickl aus „Reithamb“ (Kottaham?),⁵ welcher im Jahre 1595 zu einem „Inwohner“ und Johann Volzschuher,⁶ der 1627 zu einem „Meister und Mitwohner“ in dieser Stadt aufgenommen wurde; für Ried i. J.: Johann Häring, in den Jahren 1684 und 1717;⁶ für Gmunden, wo bereits in den Jahren 1654 und 1746 Zinngießer nachweisbar sind,⁷ Meister

Gordon;⁴ für Lambach: M. Geilhoffer, nach 1772;⁸ für Schwanenstadt: Johann Neubauer,⁹ für Timelkam: Johann Buchhardt, der von 1755 bis 1780 dort tätig war⁸ u. v. a. Daß es Söhne unseres Landes auch außerhalb ihrer Heimat im Zinngießerhandwerke zu Ehren brachten, beweisen u. a. Paulus Berger aus Wels, der im Jahre 1584 in der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. Meister wurde und Hans Neuhäuser aus Steyr, welcher im nächsten Jahre seinem Beispiele folgte;⁹ oder die beiden in Passau tätigen Meister, der dort von 1742 bis 1777 nachweisbare Adam Dörner, wieder aus Steyr und der Zinngießersohn Franz Höfler aus Mattighofen, welcher die erheiratete Dörnersche Zinngießerei-Gerechtigkeit ausübte.¹⁰ Wenn auch die angeführten Beispiele nicht über das 16. Jahrhundert zurückreichen und noch ziemlich willkürlich herausgegriffen sind, so dürften sie doch genügen, um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie wenig gerechtfertigt es ist, wenn in einem Buche, das sich hauptsächlich mit dem Zinngießerhandwerke in Deutschland befaßt, eine ganze Ländergruppe mit einer so zahlreichen Vertretung dieses Zweiges kunsthandwerklicher Tätigkeit ganz übergangen wird. Dabei habe ich, wie schon bemerkt, zur Beweisführung nur ein Land herangezogen, das noch dazu in dieser Richtung keineswegs erschöpfend durchforscht ist.

Vielleicht darf uns das aber doch um so weniger wundern, als der Verfasser selbst das Zinngießerhandwerk der seinerzeit überhaupt und für unser Land ganz besonders bedeutenden deutschen Stadt Passau ganz unberücksichtigt gelassen hat, für die erst jüngst nicht weniger als 39 Meisternamen von 1318 an, festgestellt wurden.¹¹ Daß daher die deutschen Zinngießer in den entfernteren Ländern wie Siebenbürgen, aus den Städten Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz und Schäßburg ganz vergessen wurden, erscheint demnach

¹ Der Verfasser des Indexes des Bd. I heist „Sennger“, was ich für einen Irrtum halte.

² Walcher-Wolthein: Bunte Fayencekeramik der Renaissance in den österr. Ländern Oesterreich ob der Enns und Salzburg, Wien 1906, S. 9.

³ Lebende Marke in meinem Besitz.

⁴ Marke abgebildet bei Walcher-Wolthein-Rabinger, a. a. O., Tafel III, Nr. 1–3.

⁵ Register darin beschreiben die Bürger, Mitwohner, Handwerker und Inwohner der Stat Freistat Ungefungen Im Jahr 1552. (Manuskript, Stadtarchiv Freistadt in Oberö.)

⁶ Rieder-Heimatkunde, Ried i. J. 1916, Bd. IX, S. 70.

⁷ Dr. Ferd. Stadlauer: Geschichte der Stadt Gmunden, Bd. III, S. 17 f.

⁸ Nach dem Landgerichtsprotokolle der Herrschaft Wartenburg laut einer freundlichen Mitteilung des Herrn Konservators Josef Berlinger in Timelkam, für die ich ihm bestens danke.

⁹ Dr. Wieg. Diez: Das Frankfurter Zinnhandwerk usw. in der Festschrift des städt. histor. Museums in Frankfurt am Main, Frankfurt 1903, S. 176 (Nr. 59 und 60).

¹⁰ Dr. B. W. Schmid: Alt-Passauer Münze IV, in der nieder-bayerischen Monatschrift, Passau 1920, 39g. 9, Heft 1/3, S. 83.

¹¹ Dr. B. W. Schmid, a. a. O., S. 80 ff.

fast selbstverständlich, so bedauerlich es auch ist.

Die Behandlung der einzelnen „Hauptstätten“ selbst ist durchwegs mangelhaft und fördert vor allem nicht die stilistische Erkenntnis der in ihnen hergestellten Zinnwerke, was doch für alle, die sich für diese interessieren, so auch für alle Sammler, von besonderer Wichtigkeit wäre. Dafür gibt es wieder so viel Nebensächliches oder willkürlich Herausgegriffenes nebst zahlreichen Schiefheiten, daß darauf nicht näher eingegangen werden kann. Warum sollen z. B., um nur eines hervorzuheben, die Wochenschüsseln gerade eine Straßburger Sonderheit sein (S. 188). Wir finden sie in ganz Süddeutschland verbreitet und Hans Sachsens Randelgießerspruch erwähnt sie bereits in Nürnberg:¹

— und schüssel mit Dren

So für kindtpetterin gehörenn“

Sehr anerkennenswert ist es dagegen, daß Berling seine Ausführungen über „Zinnbehandlung“ und „Zinnfälschungen“ im nächsten Kapitel seines Buches so vorsichtig und mit offensichtlichlicher Zurückhaltung niedergelegt hat. Dadurch wurde gewiß viel Schaden verhütet. Nicht um diese Intentionen zu stören; die mir als Denkmalpfleger natürlich sehr sympathisch sind, sondern um auch hier mit der Zeit zu einem Vergleichsmaterial zu kommen, möchte ich eine Reinigungsarbeit für Zinnarbeiten erwähnen, die mir von einem noch lebenden weiblichen Mitglied der seinerzeit in Österreich weit verzweigten, jedesfalls aus Italien eingewanderten Zinngießerfamilie Zamponi² mitgeteilt wurde, zumal sie unschädlich ist. Demnach seien in ihrer Familie die Zinnwaren mit den zarten Teilen des Zinnkrautes und Regenwasser vorsichtig gereinigt und in der Sonne getrocknet geworden. Ich halte es aber, wie Berling, für gut, auch solche Arbeiten nur bei einfachen, glatten Zinnwerken vorzunehmen, während man bei irgendwie verzierten Stücken am besten beim einfachen Waschen bleibt. Eine vorsichtige Reinigung mittelst Petroleum hat, wie ich durch längere Zeit zu beobachteten Gelegenheit hatte, nichts geschadet.

Nach den zahlreichen Literaturhinweisen, die ich im Laufe meiner Ausführungen vorgebracht habe und die Berling entweder nicht oder nicht im entsprechenden Umfange herangezogen hat, müßte ich zu überflüssigen Wiederholungen gelangen, wenn ich das letzte Kapitel seiner Buches, die „Zinnliteratur“ entsprechend ergänzen wollte. Um das zu vermeiden, verweise ich hier nur kurz auf sie und möchte nur nebenbei erwähnen, daß es befremdlich erscheint, wenn in einem derartigen Buche z. B. die Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg mit ihrem reichen, einschlägigen Material nicht ein einziges Mal benützt erscheinen, kein Katalog irgend eines Kunstgewerbemuseums angeführt oder eine so grundlegende Arbeit wie Doktor Gustav Bossards Studie: „Schweizer Zinnkannen“ in der Beilage zum Jahrbuche des Schweizer Alpenklubs, Band XIII, ganz übergangen wird. Für die Schweiz käme auch noch in Betracht der Katalog der 40. Auktion der Kunsthandlung Albert Kende, Wien 1918. Das Vorgebrachte dürfte jedoch wieder hinreichen, um auch diesen Abschnitt des Buches nicht gerade als ein Meisterstück erscheinen zu lassen. Doch war es mir, wie ich am Schlusse noch ausdrücklich betonen will, keinesfalls darum zu tun, gerade Berlings Buch als besonders mangelhaft hinzustellen. Denn leider werden ja überhaupt viel mehr schlechte Bücher geschrieben als gute und gerade die Kunstgeschichte ist mit solchen der ersten Art überreich gesegnet. Wenn ich mir daher gerade dieses Werk für eine ausführlichere Besprechung ausgewählt habe, so geschah es aus dem Bedürfnisse heraus, das nach einem guten zusammenfassenden Werke über unser Thema weiterhin vorhanden ist und weil ich hoffe, daß bei dem großen Absatze, den die Bücher dieser „Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler“ finden, der Verlag bald in der Lage sein wird, Berling mit der Herausgabe einer Neuauflage zu betrauen. Diese soll aber kein Neuabdruck der vorhandenen werden, sondern deren Lücken, Unrichtigkeiten und andere Nachteile zu vermeiden suchen. Wenn es mir gelungen ist, für eine Umarbeitung mein Scherflein beigetragen zu haben so ist

¹ U. a. O., Seite 21 und 22.

² Zinngießer dieses Namens hießen sich bisher in Leoben, Wiener-Neustadt, Steyr und Grein feststellen.

mein vornehmlich beabsichtigter Zweck vollkommen erfüllt.

Anhang.¹

Von der Kaiserl. Königl. Landes-Hauptmannschaft in dem Erzherzogthum Österreich ob der Enns

wegen; denen sammentlich-hierländigen Landgerichten unter deren Jurisdiction sich einige Zinngrüßer befinden, hiemit anzufügen: Demnach allerhöchst Ihre Kaiserl. Königl. Apostolische Majestät in Rücksicht (daß bekannter Dingen der in dem unter die Zinn-Arbeit vermischte werden den Zusatz an Blei durch den Gebrauch des Geschirrs sich auflösende, und unter die Speisen mangelnde sogenannte Crystallmene Bleizucker der menschlichen Gesundheit äußerst schädlich, und ganz ohnvermerkt verschiedene widrige Zufälle verursacht, hiernächst auch sothane Vermischung die äußerliche schöne Gestalt des Zinn vermindert, und schwarzfärbig macht) unterm 26ten des verflossenen Monats Oktobris allergnädigst anbefohlen haben:

Daß sammentliche inländische Zinngrüßer dahin angewiesen und verhalten werden sollen, die neue Zinn-Arbeit aus puren und reinen Zinn ohne Vermischung oder Zusatz, von Blei mit

dem Ausdruck oder der Bezeichnung **Schlagwallerfeinzinn**, das übrige böhmische Zinn, hingegen nur mit der gemeinen Benennung **fein Zinn** zu bezeichnen, und mit dem Vorbuchstaben des Meisters Namen zu punzieren, wo im Gegentheil, dafern ein altes alßon mit Blei vermischtes Zinn auf Verlangen des Eigenthümers umgegossen, und verarbeitet werden wolte, der Zinngrüßer gehalten seyn solle, solches nicht mit neuen Zinn zu vermischen, sondern dasselbe besonders zu verarbeiten, und kennbar zu punzieren, mit dem Ausdrucke, **vermischtes Zinn**; wo übrigens der Vorrath an altem Zinn sich um vieles vermindern dürfte, wann die Eigenthümer derley altes Zinn nur blos zum Stuck-, Glocken- und Röhrengüssen vorbehalten, und verwenden wolten.

Als wird euch Eingangs benannten Landgerichten diese allerhöchste Verordnung zur gehörigen Verständigung deren unter eurer Jurisdiction befindlichen Zinngrüßern und genauesten Darobhaltung hiemit erinnert. Linz, den 12ten Novembris 1770. Christoph Graf und Herr v. Thürlheim, Landes-Hauptmann.

Pr. K. R. Landeshauptmannschaft
in Österreich ob der Enns.
Karl Joseph v. Drenghy.
Secretarius.



Historische Lieder aus Oberösterreich.

Von Dr. Emil Karl Blümmel (Wien).

1. Jakobiner-Lieder aus Oberösterreich (1794).

Mit dem Tode Kaiser Josefs II. war die freie Geistesentwicklung in Österreich zu Grabe gegangen. Die Furcht vor den Folgen der französischen Revolution hemmte allen Aufstiege und die Regierenden schufen künstliche Widerstände und Hemmnisse, um die Staatsgewalt zu verstärken und das Ansehen des Herrschers zu heben. Warschon unter Kaiser Leopold II. der Abstieg von geistiger Höhe merklich, so wurde es unter Kaiser Franz II., der 1792 in jungen Jahren den Thron seiner Väter bestieg, in dieser Hinsicht schier unerträglich. Von Ministern umgeben, die sich unentbehrlich machen wollten, selbst noch zu jung, um die nötigen Erfahrungen zu haben und auch gerade geistig nicht hervorragend begabt, war der junge Herrscher ein willenloses Werkzeug in den Händen

gewissenloser Ratgeber, die ihren Einfluß und ihre Macht zu erhöhen suchten.

Das beste Mittel dazu schien ihnen die Erfindung einer Verschwörung zu sein, die sowohl der Bevölkerung als dem Kaiser vor Augen zu führen hatte, welchem Abgrund Österreich entgegenging, wenn nicht alle freiheitlichen Ideen ausgemerzt, die starre und strenge Polizeimacht mit aller Kraft eingesetzt und die Bevölkerung in feste Zügel genommen würde. Und so kam das Schlagwort von den Jakobinern auf, das in Wien und in einigen Ländern als Steiermark und Tirol grimmige Verheerungen anrichtete. Ein Jakobiner war jeder, der in freier Entwicklung der Gedanken und des Wortes, der im Fortschreiten des Staates das Heil erblickte oder wie der Dichter J. B. von Unger es zu Ende des Jahres 1792 in einem Briefe an Martin Wieland ausdrückte:² „Sie (die Minister) möchten gern so regieren, wie vor hundert Jahren Mode

¹ Ein gedrucktes Exemplar der nachstehenden Verordnung erliegt in der Registratur der oberösterreichischen Landesregierung in Linz, Fascikel 8, Nr. 49.

² Gustav Wilhelm, Briefe des Dichters Joh. Bapt. von Unger. Wien 1898, S. 71.